

Peter Moser

Vornamen klingen heute anders als früher

Entwicklungstendenzen bei der Vornamenwahl von Zürcher Eltern 1988-2008

Zusammenfassung

Unabhängig davon, welche Vornamen gerade Hochkonjunktur haben, "in" oder "out" sind, unterliegen die Namen, welche die Zürcher Eltern ihren Babys geben, einem langsamen, aber stetigen lautlichen Wandel. Die Analyse der Geburtenstatistik zeigt, dass die Vielfalt der unterschiedlichen Namen zwischen 1988 und 2008 im Zeichen der Multikulturalisierung der Zürcher Gesellschaft zugenommen hat: Es gibt heute mehr unterschiedliche Namen als früher. Gleichzeitig werden die Namen von Kindern beider Geschlechter kürzer, unabhängig von der Nationalität der Mutter oder von deren Geburtsjahrgang. Die Verkürzung der Namen ist also eine Zeiterscheinung, kein Generationenphänomen.

Die Lautgestalt eines Namens wird durch den Anfang und die Endung stark geprägt. Bei den Endungen der Knabennamen fand zwischen 1988 und 2008 eine Umschichtung von "l" zu "n" statt; bei den Mädchennamen gewinnt das seit jeher dominante "a" auf Kosten von "e" weiter an Bedeutung: Heute enden rund 70% der Mädchennamen auf "a". Die Entwicklung der vielfältigeren Lautstruktur an den Namensanfängen ist bei beiden Geschlechtern durch eine allmähliche "Entschärfung" geprägt, das heisst Reibelauten wie "s", Plosive wie "p" und Vibranten wie "r" kommen seltener vor, während Vokale und das vokalnahe "l" an Bedeutung gewinnen. Zusammen mit der Verkürzung scheint die Tendenz generell in Richtung einer gewissen lautlichen Vereinfachung und Verkindlichung des Namensgutes zu gehen – in dem Sinn, dass Namen generell für Kleinkinder leichter aussprechbar werden.

Abgesehen davon, dass Mädchennamen heute fast ebenso kurz sind wie Knabennamen, ist nur eine schwache Tendenz zu einer lautlichen Angleichung von Knaben- und Mädchennamen zu beobachten. Eine statistische Modellierung zeigt, dass heute wie vor zwanzig Jahren fast neun Zehntel der Namen bereits aufgrund ihrer Endung korrekt einem Geschlecht zugeordnet werden können, was impliziert, dass die Kontraste zwischen den geschlechtsspezifischen Häufigkeitsverteilungen nach wie vor sehr ausgeprägt sind.

Vornamenwahl als sozialwissenschaftliches Phänomen

Die alljährlich aktualisierte Vornamensstatistik gehört zu den beliebtesten Webangeboten des Statistischen Amtes – zumal gegenwärtig, wo das Kinderkriegen wieder etwas in Schwang gekommen ist (siehe Bucher 2009). So spannend die Hitliste der häufigsten Vornamen für angehende Eltern sein mag; es darf nicht vergessen gehen, dass die Verteilung der Namenshäufigkeiten sehr flach ist. Von den 14'480 Kindern, die 2008 im Kanton Zürich geboren wurden, tragen nur 163 die beiden populärsten Namen "Sara" oder "Leon" – das entspricht etwas mehr als einem Prozent des Totals. Rund ein Viertel (26%) der Kinder erhalten zwar einen der 100 meistverwendeten Namen aber die restlichen drei Viertel teilen sich rund 4'300 verschiedene Namen. Etwa zwei Drittel aller Namen (64%) werden sogar nur einmal verwendet. Mit anderen Worten: Die Verteilung der Vornamen ist ein extremes Beispiel für das, was die Statistik als "long tail"- oder heavy tail"-Phänomen bezeichnet. Aus diesem Grund kann man zwar sagen, dass beispielsweise ein "Kevin" mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit in den frühen 1990er Jahren geboren wurde. Aber auch im Spitzenjahr 1991 erhielten bloss 1.3% der Knaben diesen Namen.

Die Hitliste ist also bloss die winzige Spitze des Eisberges. Die überwältigende Mehrheit der Eltern wählt andere Namen. Allzu oft kommt man nicht dazu einen Namen für ein Kind zu wählen, und bloss Routine in Form der Tradition hat als Entscheidungskriterium nur noch eine marginale Bedeutung. Kaum jemand nennt heute sein Kind nach seinem Vater oder seiner Mutter oder allenfalls auch weiter zurückliegenden Ahnen (Rudolph et al. 2006). Die Namensentscheidung der Eltern ist deshalb tatsächlich eine freie Wahl – und entsprechend vielleicht oft auch eine Qual.

Wie werden Namen ausgewählt? Auf den ersten Blick scheint das eine sehr individuelle Entscheidung zu sein – bei genauerem Hinsehen lassen aber bereits die wohlbekanntesten Konjunkturen einzelner häufiger Vornamen erkennen, dass es offenbar nicht ganz so einfach ist. Die Tatsache, dass die Summe der Einzelentscheide der Eltern im zeitlichen Ablauf derartige Muster erkennen lassen, ist ein Hinweis darauf, dass die Namenwahl eine ausgeprägt soziale Komponente hat. Das heisst, jeder Entscheidungsträger trägt auch den tatsächlichen oder mutmasslichen Entscheidungen Anderer Rechnung. Sowohl das elterliche choice-set (die Menge der Namen, die dem Entscheidungsträger bekannt sind) wie auch die Präferenzfunktion über diese Menge bekannter Namen (welche Namen werden als "schön", "passend", "erstrebenswert" – und irgendwann als "zu kommun" empfunden?) sind das Resultat komplexer sozialer Rückkopplungs- und Amplifikationsphänomene.¹ So interessant die Erklärung der zeitlichen Häufung bestimmter Vornamen sein mag – sie ist eher eine historisch-hermeneutische Fragestellung. Die Popularität von "Kevin" zu Beginn der 1990er Jahre bleibt rätselhaft, wenn man nicht weiss, dass zu dieser Zeit "**Kevin** home alone" im Kino lief und **Kevin** Costner als "neuer Gary Cooper" gefeiert wurde.²

In diesem Beitrag abstrahieren wir deshalb weitgehend von den konkreten Namen. Ihre Konjunkturen – so unsere Arbeitshypothese – sind letztlich bloss oberflächenererscheinungen.³ Es handelt sich um soziale Mikrophänomene, welche viel langsamer fließende Grundströmungen der Lautgestalt von Vornamen realisieren. Diese zugrun-

¹ Ein bekanntes Beispiel für eine sozialwissenschaftlich motivierte Studie zur Namenwahl ist die von Fryer und Levitt (2004, zusammengefasst auch in Levitt und Dubner 2005), zur Namenwahl amerikanischer Schwarzer. In Deutschland haben sich Gerhards und Hans (2006) mit der Namenwahl von Immigranten als Gradmesser der Assimilation befasst.

² siehe www.de.wikipedia.org/wiki/Kevin.

³ Was nicht impliziert, dass die Verlaufsformen der Konjunkturen uninteressant wären. Siehe dazu New York Times vom 17.5.2007: "The Faster They Rise the Faster They Fall".

deliegenden Makrophänomene erschliessen sich erst, wenn man das Material einer statistischen Analyse unterzieht.⁴

Geburtenstatistik als Datengrundlage

Die Grundlage der vorliegenden Analyse ist die Geburtenstatistik des Bundesamts für Statistik, in der eine Reihe von Merkmalen der Lebendgeborenen (Gewicht, Grösse, Geburtstag und -stunde etc.) und ihres Umfeldes (Alter, Zivilstand, Nationalität der Mutter, des Vaters etc.) erfasst werden. Seit 1987 ist in den verfügbaren Einzeldatensätzen auch der Name des Kindes enthalten, was einerseits sehr gezielte Auswertungen des Materials erlaubt, andererseits dank dem Zeithorizont von rund zwanzig Jahren auch langfristige Entwicklungen erkennen lässt.

Wie bei jeder Analyse sind Vereinfachungen und Einschränkungen unumgänglich. Nur der erste Vorname wird einbezogen. Das Namenskorpus der Geburtenstatistik wird weitgehend "as is" verwendet. Unterschiedliche Schreibungen desselben Namens ("Sofia", "Sophia") werden nicht homogenisiert. Den Zeichensatz haben wir allerdings auf die 26 akzentfreien Buchstaben des lateinischen Alphabets reduziert. Von diesem Prinzip der Buchstabentreue wird nur bei der Analyse der Endungen abgewichen: Auslautendes "h" nach Vokal wird gestrichen, weil es in aller Regel stimmlos ist. "Noah" endet also für die Zwecke unserer Analyse auf "a". Ein *caveat* gilt für die gesamte Untersuchungsanlage: Wenn in der Folge etwas salopp von "Lauten" die Rede ist, sind natürlich "Lettern" gemeint. Man kann aber doch im Grossen und Ganzen davon ausgehen, dass die wesentlichen Umrisse der Lautgestalt der Namen in ihrer Verschriftung erkennbar bleiben.⁵

Zunehmende Namensvielfalt

Ganz unabhängig von der Zusammensetzung der Namen: Wie vielfältig ist eigentlich die "Namenslandschaft"? In der Schweiz ist, im Unterschied zu anderen Ländern wie etwa Dänemark⁶ die Namensgebung nur schwach reguliert: Die Eltern sind weitgehend frei in der Wahl des Namens ihrer Kinder. Im Gefolge der Globalisierung und der zunehmend multikulturellen Zusammensetzung der Zürcher Bevölkerung sollte eigentlich auch die Namensvielfalt zunehmen. Grafik 1 zeigt, dass dies in der Tat so ist: Die Anzahl der unterschiedlichen Namen je 1000 geborene Kinder hat in den 1990er Jahren erheblich zugenommen, eine Tendenz die im neuen Jahrhundert etwas abflachte.⁷ Die Entwicklungen bei Mädchen und Knaben unterscheiden sich dabei kaum, allerdings war die Vielfalt bei den Mädchen stets etwas höher.

Wie ist diese Entwicklung zu erklären? Wie Grafik 1 veranschaulicht, ist die Namensvielfalt unter den Kindern von Müttern ausländischer Staatsangehörigkeit mehr als doppelt so gross wie unter denjenigen von Schweizer Müttern. Dies hat mit der ethnisch vielfältigen Zusammensetzung der ausländischen Bevölkerung zu tun. Menschen unterschiedlicher Herkunft schöpfen aus unterschiedlichen Namensreservoirs. Die Viel-

⁴ Die vorliegende Analyse wurde unter anderem angeregt durch den blog der amerikanischen "Babyname-Expertin" Andrea Wattenberg (www.babynamewizard.com), welcher interessante Entwicklungen im US-Namenmaterial diskutiert.

⁵ An sich ist auch die Schreibweise nicht uninteressant: Man kennt die soziale "Aufwertung" eines Namens durch den Ersatz häufiger Buchstaben durch seltenere, "edlere": "Vreny" tönt zwar nicht anders als "Vreni" aber es sieht irgendwie besser aus. Zumindest solange es nicht als gesunkenes Kulturgut wahrgenommen wird (siehe Bourdieu 1979).

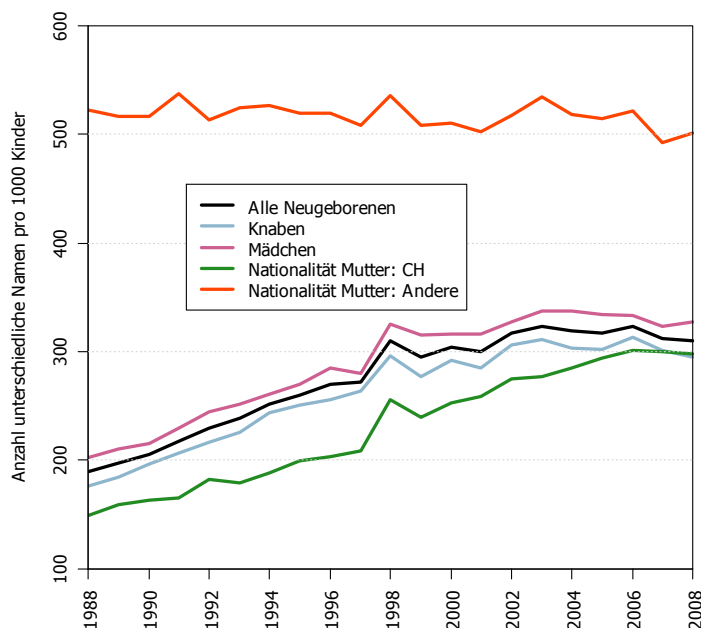
⁶ In Dänemark existiert offenbar eine offizielle Liste zugelassener Kindernamen. Siehe: New York Times vom 9.10.2004: "Picked Baby's Name? Not so Fast, in Denmark".

⁷ Das verwendete Mass berücksichtigt die Konzentration innerhalb der vorkommenden Vornamen nicht. Die methodisch korrektere – aber weniger anschauliche – Messung mit einem Konzentrationsmass wie dem Gini-Index führt allerdings zu denselben Verläufen.

falt in dieser Gruppe ist allerdings mehr oder weniger konstant geblieben, die Variation zwischen den Jahren ist ausgeprägter als ein allfälliger Trend.

Grafik 1: Die Namensvielfalt nimmt zu

1988-2008, Kanton Zürich, nach Geschlecht des Kindes und Nationalität der Mutter



Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburten

Als zusätzliche Variable kommt der Anteil der Kinder von ausländischen Müttern am Total aller Geburten hinzu: Er hat sich von 1987 bis 2000 mehr als verdoppelt (von 18% auf 41%) und bleibt seither auf diesem Niveau konstant. Grafik 1 zeigt überdies auch, dass die Namensvielfalt bei den Kindern von Schweizerinnen stetig zunimmt, was aber offensichtlich nach etwa 2000 keinen Einfluss mehr auf die Gesamtrate hat. Des Rätsels Lösung besteht darin, dass etwa seit der Jahrhundertwende auch die Zahl der Einbürgerungen erheblich zugenommen hat. Ob die Einbürgerung als solche die Präferenzen bei der Namenswahl beeinflusst? Genauer weiss man darüber nicht, denn in der Geburtenstatistik wird dieses Merkmal nicht erfasst. Aber es ist zu vermuten, dass das eher nicht der Fall ist. Dann wäre die zunehmende Namensvielfalt bei den Kindern von Schweizerinnen zumindest teilweise ein Artefakt der Kategorisierungsmethodik. Unter dem Strich ergibt sich als Fazit, dass die Zunahme der Namensvielfalt in erster Linie der Veränderung des Mischungsverhältnisses zweier Gruppen mit unterschiedlichem Verhalten zuzuschreiben ist und die Verhaltensänderung einer homogenen Gruppe von "Einheimischen" eine zweitrangige, und schwer zu quantifizierende Rolle spielt. Nicht zuletzt zeigt diese Unsicherheit, wie problematisch die Unterscheidung von "Schweizerinnen" und "Ausländerinnen" in der Statistik oft ist.⁸

Namen werden immer kürzer

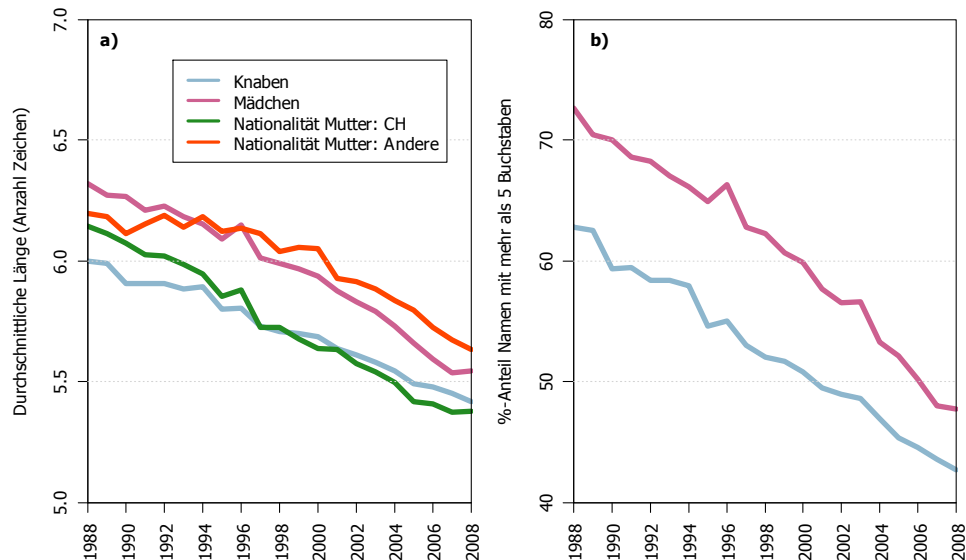
Einen klaren generellen Trend der Namengebung in den vergangenen 20 Jahren zeigt Grafik 2: Die Namen von Knaben wie Mädchen werden im Schnitt jedes Jahr nur ganz wenig, aber sehr stetig kürzer. Gleichzeitig nähert sich die Länge der Mädchennamen an jene der Knaben an, die stets etwas kürzer waren. Die Verringerung der Namenslänge um etwa einen "halben Buchstaben" von 1988 bis 2008 scheint auf den ersten

⁸ Die Staatsangehörigkeit wird zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes erfasst. In der Geburtenstatistik steht kein anderer Indikator für die Herkunft zur Verfügung.

Blick eine blosse Bagatelle: Man muss sich aber vor Augen halten, dass diese Entwicklung des Durchschnitts durch eine erhebliche Umschichtung verursacht wurde.

Grafik 2: Namen werden kürzer

1988-2008, Kanton Zürich nach Geschlecht und Nationalität der Mutter

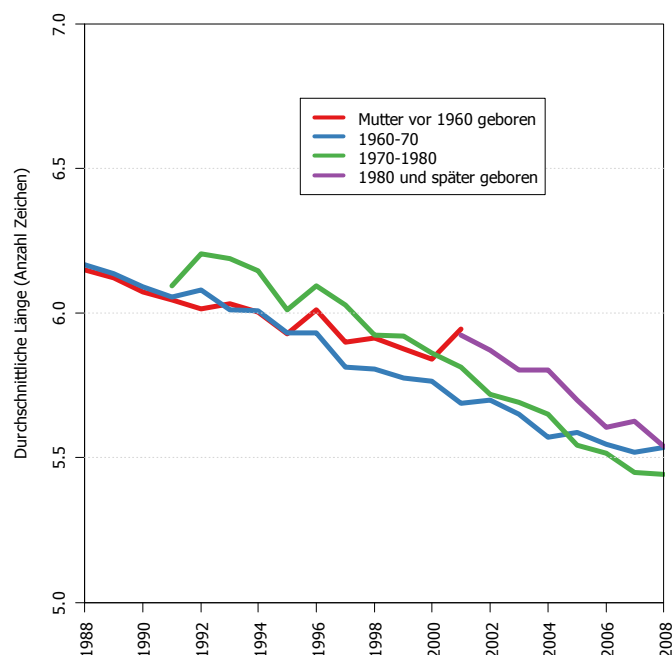


Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburten

Bei Mädchen wie bei Knaben nimmt der Anteil der Namen von weniger als fünf Zeichen Länge um rund 20 Prozentpunkte zu, derjenige aller längeren entsprechend deutlich ab. Bei beiden Geschlechtern hat heute anders als vor zwanzig Jahren die Mehrzahl der Namen fünf oder weniger Buchstaben.

Grafik 3: Namenslänge keine Generationenfrage

1988-2008, Nur Jahre mit mehr als 200 Geburten pro Mütterkohorte



Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburten

Dieser Trend zeigt sich bei Frauen schweizerischer wie ausländischer Nationalität gleichermaßen. Die Frage der Auswirkungen der sich ändernden ethnischen Struktur der Zürcher Bevölkerung auf die hier behandelte Thematik ist im übrigen komplex, und mit den vorliegenden Daten aus den bereits genannten Gründen wohl nicht schlüssig zu beantworten. Explorative Analysen haben aber gezeigt, dass die in der Folge untersuchten Phänomene und Trends sich zwischen "Einheimischen" und "Ausländern" nicht wesentlich unterscheiden.

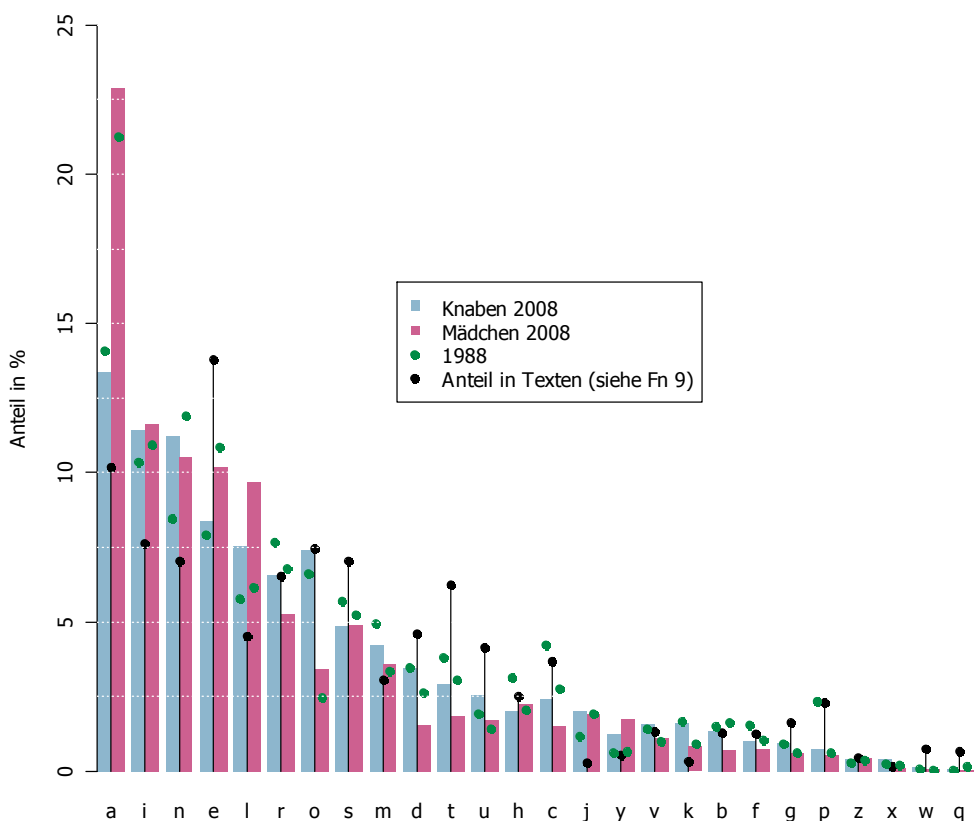
Die Daten zeigen zudem (Grafik 3), dass die Verkürzung der Namen im Wesentlichen ein Periodenphänomen, das heisst eine generationenübergreifende Modeerscheinung ist, denn Mütter aus unterschiedlichen Jahrgangskohorten verhalten sich in einem gegebenen Jahr sehr ähnlich. Es ist also nicht so, dass der Trend zur Kürze einfach darauf zurückzuführen ist, dass die Kinder später geborener Mütter – die im Durchschnitt natürlich die später geborenen Kinder gebären – kürzere Namen hätten.

Die globale Lautgestalt der Namen

Die Namenslänge und ihre Entwicklung ist zwar ein wichtiger Parameter der "Lautgestalt" eines Namens: Interessanter aber auch schwieriger wird es, wenn man sich mit den Lauten (in ihrer Repräsentation durch die Lettern) beschäftigt. Zur Einführung gibt Grafik 4 eine globale Übersicht über das "Mischungsverhältnis" der Buchstaben des Alphabets im Gesamtkorpus der Vornamen. Sie veranschaulicht zunächst die triviale Erkenntnis, dass in den Namen, wie in Texten generell, nicht alle Buchstaben gleich oft verwendet werden.

Grafik 4: Die Buchstabenverteilung in den Vornamen

2008 und 1988, Kanton Zürich, Nach Geschlecht, Sortierung nach Häufigkeit über alle Vornamen



Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburt

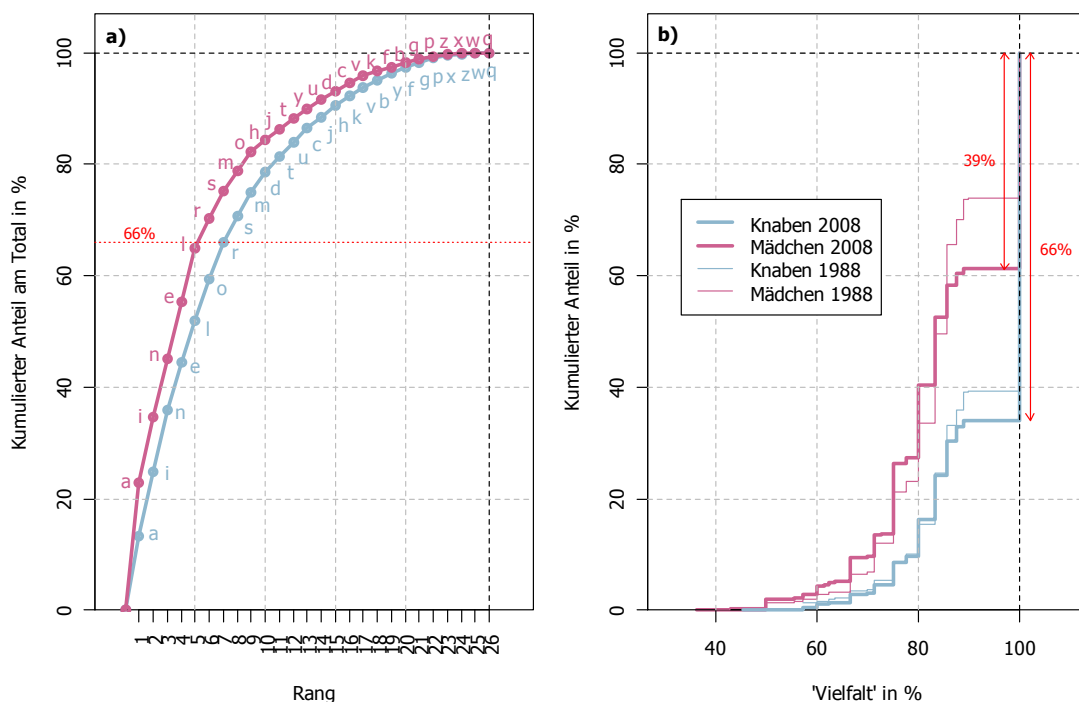
"a" ist sowohl in Knaben- wie Mädchennamen der häufigste Buchstabe. Er wird in Namen sehr viel häufiger verwendet als in den Durchschnittstexten der meisten europäischen Sprachen:⁹ Aus Grafik 4 ist ersichtlich dass "a" in letzteren einen Anteil von nur etwa 10% hat. Ganz besonders gilt dies für Mädchennamen. "a" kommt darin fast doppelt so häufig vor wie in Knabennamen: Die Differenz beträgt rund 10 Prozentpunkte. Darin spiegelt sich die Tatsache dass "a" in vielen Sprachen eine weibliche Endung ist, also das Geschlecht markiert. Wir werden darauf später noch zurückkommen. Genau das Umgekehrte gilt für den Männlichkeitsmarker "o", der in der Totalrangliste auf Platz 7 steht. Er kommt in Knabennamen deutlich häufiger vor als in Mädchennamen.

Sind Mädchennamen eintöniger?

Mädchennamen sind, wie bereits oben gezeigt vielfältiger (Grafik 1), und im Schnitt auch etwas länger als Knabennamen (Grafik 2). Dennoch ist ihr Lautrepertoire kleiner, das heisst stärker auf einige wenige Buchstaben konzentriert. Sie sind also gemäss diesem natürlich sehr globalen Kriterium lautlich eigentlich "eintöniger". Grafik 5a zeigt dass die fünf häufigsten Buchstaben in Mädchennamen – "a", "i", "n", "e" und "l" – bereits zwei Drittel (65%) der gebrauchten Lettern ausmachen. Bei den Knaben braucht es sieben Buchstaben – "a", "i", "n", "e", "l", "o" und "r" – um auf einen vergleichbaren Wert (66%) zu kommen.

Grafik 5: Häufigkeitsverteilung der Buchstaben und Lautvielfalt

1988 und 2008, Kanton Zürich, nach Geschlecht



Lesehilfe Grafik 5 a und b, siehe Haupttext.

Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburten

Zur Berechnung der Häufigkeiten in Grafik 4 und 5a werden sozusagen die Namen aller Neugeborenen in einen Topf geworfen, die Häufigkeiten ausgezählt und anschliessend

⁹ Der dargestellte Vergleichswert mittelt die Häufigkeiten im Deutschen, Englischen, Französischen Spanischen, Italienischen und Portugiesischen. Quelle: http://en.wikipedia.org/wiki/Letter_frequency.

prozentuiert. Unberücksichtigt bleibt dabei die Lautvielfalt innerhalb der einzelnen Namen.

Ein einfaches Mass für die Lautvielfalt ist das Verhältnis der Zahl der unterschiedlichen Buchstaben in einem Namen zu seiner Zeichenzahl. Es beträgt maximal 100% bei einem Namen wie beispielsweise "Gabriel", bei dem die Anzahl unterschiedlicher Lettern der Namenslänge entspricht ($7/7 \cdot 100$). Bei "Anna" hingegen liegt es bei 50% ($2/4 \cdot 100$). Auch wenn man diesen Indikator verwendet, kommt man jedoch zum selben Schluss, was die Unterschiede zwischen den Geschlechtern angeht. In Grafik 5b liegt die kumulierte Kurve des so definierten "Vielfaltsindikators" für die Knaben unter derjenigen für die Mädchen, was impliziert, dass der Anteil der Namen mit vielfältiger Lautstruktur bei den Knaben grösser ist als bei den Mädchen. Grafik 5b lässt sich beispielsweise entnehmen, dass rund zwei Drittel (66%) der Knabennamen nur aus unterschiedlichen Lettern bestehen. Bei den Mädchennamen sind es hingegen nur 39%.

Betrachtet man die Veränderungen in den vergangenen zwanzig Jahren so erhält man den Eindruck, dass sich übers Ganze gesehen doch recht wenig getan hat. Grafik 5b lässt den Schluss zu, dass der Anteil der sehr vielfältigen Namen bei beiden Geschlechtern geringfügig zugenommen hat. Auf der Detailebene der Buchstabenhäufigkeiten (Grafik 4) ist es zwar da und dort zu geringfügigen Verschiebungen der Prozentanteile im tiefen einstelligen Bereich gekommen, die Reihenfolge ist aber bei den Knaben wie bei den Mädchen in den vorderen Rängen unverändert geblieben. Lediglich "l" hat sich bei den Knaben vom 8. auf den 5. Rang vorgeschoben, bei den Mädchen vom 6. auf den 5. Rang. Bei beiden Geschlechtern wurde "r" nach hinten verdrängt.

Bemerkenswert ist dabei, dass es sich um zwei Konsonanten handelt, die bei der Lautbildung sehr ähnlich erzeugt werden und deren Differenzierung bekanntlich erst spät im kindlichen Spracherwerb (Jakobson 1966) erfolgt. Kleine Kinder substituieren deshalb oft "r" durch das verwandte "l", das sie bereits aussprechen können. Dies ist ein erstes Indiz dafür, dass die Namen in den vergangenen zwanzig Jahren kindgerechter geworden sind.

An entscheidender Position: Namensanfang und -ende

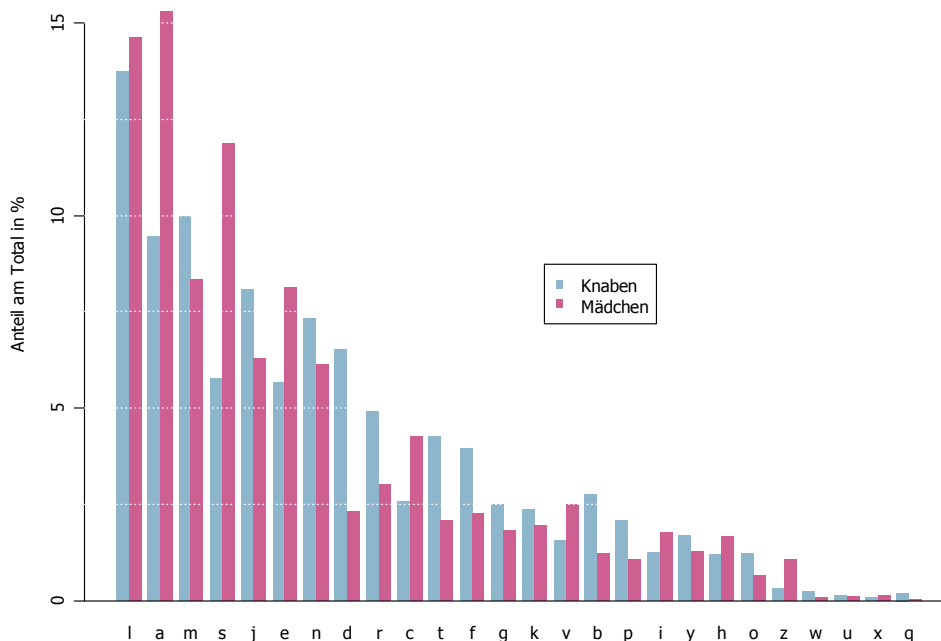
Gemäss der Analyse der Buchstabenhäufigkeiten im gesamten Namen hat sich der Lautbestand des Namensgutes der Zürcher Neugeborenen in den vergangenen zwanzig Jahren also nur wenig verändert. Wie bei jeder Analyse auf sehr hohem Aggregationsniveau besteht jedoch auch hier die Gefahr von Fehlschlüssen. Es ist nämlich nicht auszuschliessen, dass sich unter dieser scheinbar ruhigen Oberfläche erhebliche Umschichtungen verbergen. Namen sind ja nicht einfach aleatorische Kombinationen von Lauten. Ihr Klangcharakter ergibt sich wesentlich erst aus deren Reihenfolge. Und die bleibt bei einer globalen Analyse unberücksichtigt.

Klar ist aber auch, dass sich die potentielle Komplexität der Analyse durch eine systematische Berücksichtigung des Kombinationsaspekts explosionsartig erhöhen würde. Wir konzentrieren uns deshalb auf den Namensanfang und die -endung, denn dabei handelt es sich um Positionen, die den Klangcharakter eines Vornamens ganz wesentlich prägen. Wenn sich die Lautgestalt der Vornamen ändern würde, müsste sich dies hier bestimmt auswirken. Namensanfang und -ende haben zudem den Vorteil, dass ihre Analyse noch verhältnismässig einfach und überschaubar ist. Analog zu Grafik 4 zeigen die Grafiken 6 und 7 zur Einleitung in welchem Mischungsverhältnis die Lettern auf die Namensanfänge und -endungen verteilt sind.

Namensanfänge sind lautlich weitaus vielfältiger als ihre Endungen: Die Verteilung ist bei letzteren stärker konzentriert, das heisst es werden nur ganz wenige Endungen realisiert. Dies gilt grundsätzlich für die Namen beider Geschlechter. Nur 30% der Knabennamen beginnen mit den häufigsten drei Lettern ("m", "a" oder "s"), bei den Mädchennamen sind es mit 36% etwas mehr ("s", "a" oder "l").

Grafik 6: Vielfalt am Namensanfang beider Geschlechter...

2008, Kanton Zürich, nach Geschlecht, Sortierung nach Häufigkeit über alle Vornamen

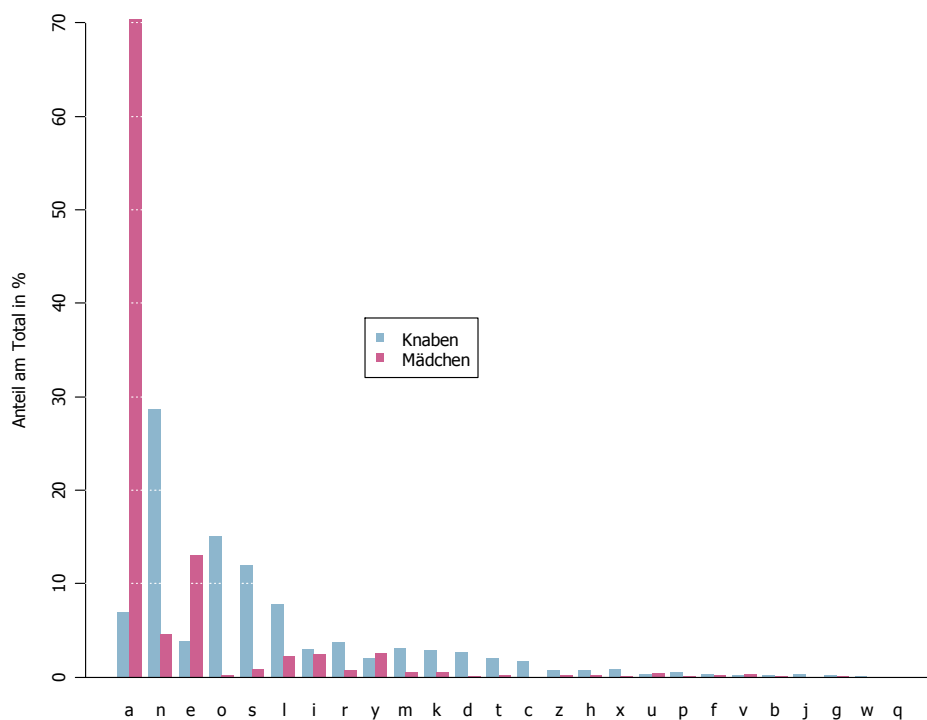


Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburten

Bei den Endungen sind es bei den Knaben bereits mehr als die Hälfte (53%; "n", "o" und "s") bei den Mädchen hingegen enden erstaunliche 89% der Namen auf die drei Buchstaben "a", "e", oder "n", wobei bereits auf "a" rund 70% entfallen.

Grafik 7: ... und Monotonie am Ende – zumal der Mädchennamen

2008, Kanton Zürich, nach Geschlecht, Sortierung nach Häufigkeit über alle Vornamen



Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburten

Die anderen 23 Buchstaben des Alphabets bleiben demnach als Endungen für Mädchennamen weitgehend ungenutzt. Mädchennamen sind also nicht nur übers Ganze gesehen (Grafik 5a), sondern auch am Anfang und – sehr ausgeprägt – am Ende weniger vielfältig als Knabennamen.

Exkurs: Die Markierung des Geschlechts

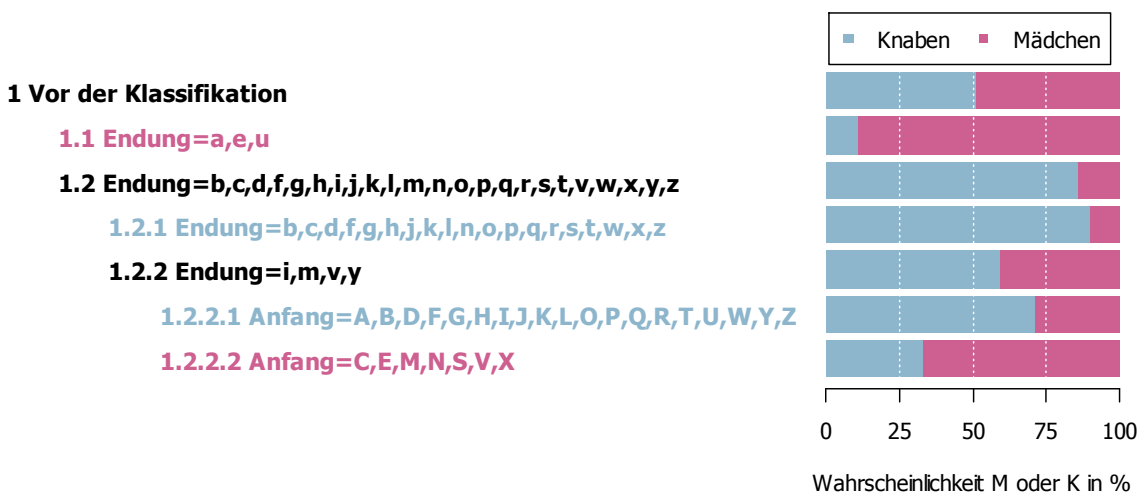
Der Grund für diesen ausgeprägten Unterschied liegt auf der Hand. Ursprünglich allenfalls vorhandene Bedeutungen von Vornamen sind – wenn nicht für die namengebenden Eltern, so doch für die weniger involvierte Mitwelt – heute weitgehend verblasst. Nur ein semantischer Aspekt muss auch heute noch, in der Schweiz sogar rechtlich vorgeschrieben, markiert werden: das Geschlecht des Kindes.¹⁰ Die ausgeprägte Konzentration der Endungen von Mädchennamen impliziert einerseits, dass die Endung eine ganz wesentliche Rolle dabei spielt und dass andererseits sprachlich primär das Weibliche ausgezeichnet wird.

Als quantitativ orientierter Sozialwissenschaftler möchte man natürlich noch etwas genauer wissen, wie viel "Information" über das Geschlecht im Anfang und im Ende eines Namens transportiert wird, oder, was aufs selbe hinausläuft, wie hoch die Wahrscheinlichkeit einer korrekten Prognose dieses Merkmals ist, wenn man nur diese beiden Variablen kennt.

Als statistisches Hilfsmittel bieten sich hier die sogenannten Partitions-Algorithmen an, die versuchen, ein möglichst mächtiges binäres Klassifikationssystem aufgrund statistischer Kriterien automatisch zu ermitteln. Sie eignen sich für unsere Problem besonders gut, weil damit auch Interaktionen, das heisst Relationen der Form "wenn a und b, dann c" abgebildet werden können. Wendet man dieses Verfahren¹¹ auf die Vornamen an, so erhält man den "Geschlechtsbestimmungsbaum" in Grafik 8.

Grafik 8: Das Geschlecht der Namen

Namen aller Neugeborenen 1988-2008, Kanton Zürich, Klassifikationsmodell



Erklärte Varianz (bzw. Anteil korrekte Klassifikationen)=89%, die sogenannten Endknoten sind eingefärbt. Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburt

¹⁰ Oder genauer: Falls der erste Vorname das Geschlecht nicht erkennen lässt, muss es die Kombination mit einem weiteren Namen tun.

¹¹ Der Klassifikationsbaum wurde mit der rpart-Funktion (Venables und Ripley 2001) in R gerechnet. Selbstverständlich kann man auch komplexere Bäume als den hier dargestellten "wachsen" lassen. Die Rate der Fehlzugeordnungen (*misclassification rate*, Hastie et.al. 2003) lässt sich damit allerdings nur noch ganz unbedeutend verringern. Der zusätzlichen Komplexität steht also kein grosserer Nutzen gegenüber.

Mit diesem einfachen "Bestimmungsschlüssel" lassen sich etwa neun Zehntel (89%) der Namen bloss aufgrund des Anfangs- und Endbuchstabens korrekt einem Geschlecht zuordnen. Wie ist Grafik 8 zu verstehen? Wenn man ohne den Schatten eines Wissens um den Namen, blind raten müsste, welches Geschlecht ein Kind hat, so könnte man auch eine Münze werfen: Bekanntlich ist das Geschlechterverhältnis bei den Neugeborenen ziemlich ausgeglichen. Allenfalls hat langfristig einen leichten Vorteil, wer etwas eher auf einen Knaben tippt. Kennt man hingegen schon nur die Endung erhöht sich die Treffsicherheit bereits enorm. Lautet sie nämlich auf "a", "e" oder "u", so handelt es sich mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit (89%) um ein Mädchen (1.1 in Grafik 8).

Endet der Name auf irgendeinen andern Buchstaben (1.2), so gehört er immerhin mit 86-prozentiger Wahrscheinlichkeit einem Knaben. Eine Untergruppe dieser Namen endet auf "i", "m", "v" oder "y" (1.2.2); bei diesen ist die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um einen Knabennamen handelt, bloss etwa fifty-fifty, und man würde entsprechend jeden zweiten Namen falsch zuordnen. In dieser Gruppe kann man aber die Zuordnung noch geringfügig verbessern, wenn der Namensanfang bekannt ist. Lautet er auf "c", "e", "m", "n", "s", "v" oder "x"¹² so ist die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um ein Mädchen handelt etwa 67%. Ist es einer der anderen Buchstaben des Alphabets so bezeichnet er eher einen Buben. "**Tim**" wäre gemäss dieser Regel also ein Knabe während "**Miriam**" ein Mädchen wäre. Diese beide Namen werden in der Tat korrekt klassiert: Jeder im Kanton Zürich in den vergangenen zwanzig Jahren neugeborene "Tim" war männlich und jede "Miriam" weiblich.¹³

Mädchennamen werden lautlich einfacher

Soviel zu den statischen Aspekten der Namensanfänge und -endungen. Uns interessiert aber vor allem der Wandel der Namenslandschaft. Die folgenden Grafiken 9 bis 12 beleuchten die Entwicklungen aus verschiedenen Blickwinkeln, und erlauben so eine differenzierte Einschätzung. Die Anteilsentwicklung auf der Ebene der einzelnen Laute ist jeweils in Teilgrafik a ersichtlich. Um den Blick aufs Wesentliche zu fokussieren, sind nur jene Lettern dargestellt, bei denen die Anteilsveränderung von 1988 bis 2008 vier Prozentpunkte überschreitet. Generell verlaufen die Entwicklungen relativ stetig. Es handelt sich also tatsächlich um Trends, nicht einfach um zufällige Variationen von Jahr zu Jahr. Teilgrafik b fasst jeweils die Laute zu den in der Phonologie gebräuchlichen Gruppen zusammen, was eine zusammenfassende Charakterisierung der Entwicklung der Lautcharakteristik von Namensanfängen und -endungen ermöglicht. Es versteht sich dabei von selbst, dass diese Zuordnung ausschliesslich indikativen Bedeutung hat, weil sie der Tatsache unterschiedlicher Aussprache an unterschiedlichen Positionen im Namen und von möglicherweise anderen Beziehungen zwischen Lautung und Verschriftung bei fremdsprachiger Namen nicht Rechnung tragen kann.

Mädchennamen enden heute (noch) öfter auf "a" als vor zwanzig Jahren. "e", der andere Buchstabe, der als Endung damals von grosser Bedeutung war (rund 22% der Endungen), verliert diese allmählich, weil zahlreiche, ursprünglich französische Modenamen vom Ende der 1980er Jahre ("Melanie", "Nadine", "Stef/(ph)anie") heute nur noch sehr selten gewählt werden (Grafik 9a).

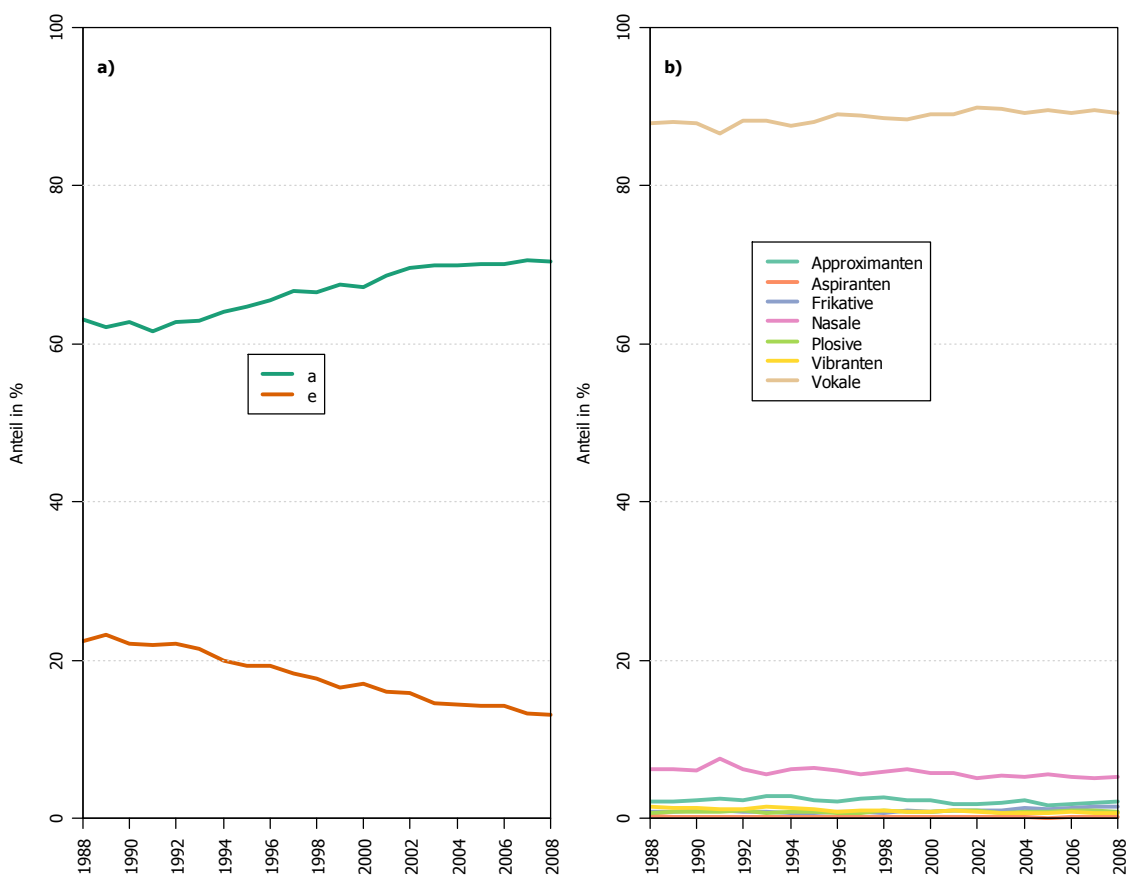
¹² Der Einwand, Mädchennamen, die mit "X" beginnen und nicht auf "a", "e" oder "u" enden (wie z.B. die recht häufige "Xenia"), gäbe es gar nicht, widerlegt die Geburtenstatistik. "Xandy", "Xiadani", "Xheni" und "Xally" kommen zwischen 1988 und 2008 im Kanton Zürich in geringer Zahl vor.

¹³ Zumindest in einer Fussnote seien die Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, nicht verschwiegen: "Tiffany" ist ein Mädchen und "Nicolai" ein Knabe. Aber es geht hier um Statistik, d.h. einerseits um ein Modell, das die Wirklichkeit vereinfacht, und andererseits um mehr oder weniger hohe Eintretenswahrscheinlichkeiten in einer unscharfen Welt.

Umgekehrt ist der Bedeutungsgewinn der universell weiblichen Endung "a" nicht primär auf die "Hochkonjunktur" einiger weniger, populärer Namen zurückzuführen. Sondern er ist wesentlich den für sich genommen geringen Zunahmen im "long tail" zuzuschreiben, das heisst den an sich seltenen Namen oft aussereuropäischer Herkunft, die dann aggregiert eben doch erhebliches Gewicht erhalten. Denn bereits in der Hitliste von 1988 gab es einige populäre "a"-Namen ("Sabrina", "Sandra" oder "Andrea"), die heute bedeutungslos geworden sind.

Grafik 9: Mädchennamen enden immer häufiger auf "a"

1988-2008, Kanton Zürich. Endungen von Mädchennamen



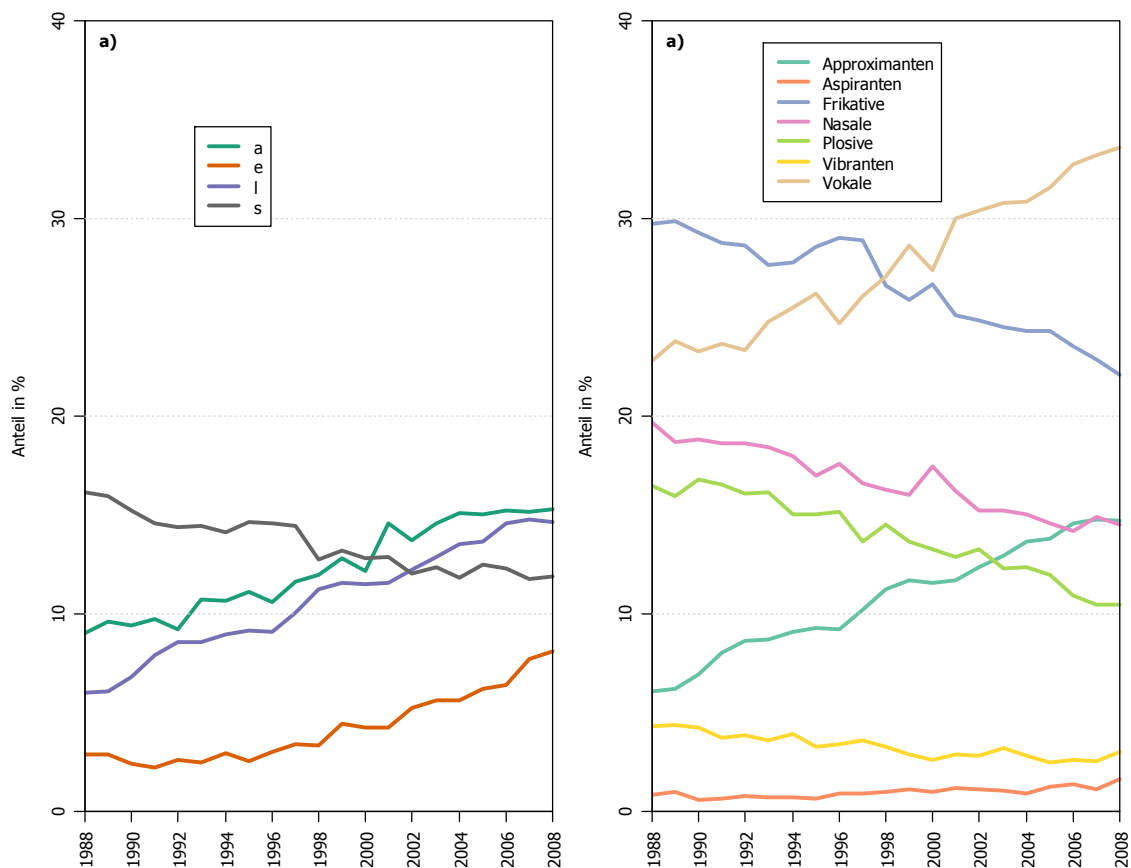
Lesehilfe: Teilgrafik a): Dargestellt sind nur die Verläufe jener Lettern deren Anteil am Total sich zwischen 1988 und 2008 um mehr als 4 Prozentpunkte verändert hat. Teilgrafik b): Gruppierung nach Lautgruppen: Approximanten: l, w; Aspiranten: h; Frikative: c, f, s, v, x, z; Nasale: m, n; Plosive: d, g, k, p, q, t; Vibranten: r; Vokale: a, e, i, j, o, u, y.

Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburten

Sowohl "e" wie "a" sind Vokale; diese Verschiebung ändert also nichts daran, dass Konsonanten als Endungen von Mädchennamen beinahe bedeutungslos sind: Heute wie vor zwanzig Jahren enden nur bescheidene 11% auf einem Konsonanten, und davon etwa die Hälfte (6% des Totals) auf Nasallaute wie "n" oder "m" (Grafik 9b).

Grafik 10: Mädchennamen: Anfänge werden entschärft

1988-2008, Kanton Zürich, Anfänge von Mädchennamen



Lesehilfe: Teilgrafik a): Dargestellt sind nur die Verläufe jener Lettern deren Anteil am Total sich zwischen 1988 und 2008 um mehr als 4 Prozentpunkte verändert hat. Teilgrafik b): Gruppierung nach Lautgruppen: Approximanten: l, w; Aspiranten: h; Frikative: c, f, s, v, x, z; Nasale: m, n; Plosive: d, g, k, p, q, t; Vibranten: r; Vokale: a, e, i, j, o, u y.

Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburtten

Am Namensanfang (Grafik 10a) gewinnt ebenfalls "a" an Bedeutung, ebenso wie "e" und "l", während "s" deutlich seltener geworden ist. 1988 begannen Mädchennamen noch am häufigsten mit "s": 20 Jahre später steht es auf dem dritten Rang nach "a" und "l". Dies obschon 2008 "Sara/h" der häufigste Mädchennamenname ist. Die Konjunktoren in der Bestenliste sind nur bedingt aussagekräftig für die Entwicklung im gesamten Namensspektrum, was die Vermutung bestätigt, dass es sich dabei letztlich um Oberflächenphänomene handelt. Fasst man die Laute zu Lautgruppen zusammen, so sind die Namensanfänge von Mädchen einerseits vokalischer geworden und andererseits haben unter den Konsonanten Frikative (wie "f", "s" "v" etc.), Plosive ("p", "g", "k" etc.) und Nasale ("m", "n") an Bedeutung verloren (Grafik 10b). Die einzige Konsonantengruppe die zunehmend häufig vorkommt, sind die sogenannten Approximanten (insbesondere "l"), die allerdings sehr vokalisch klingen.

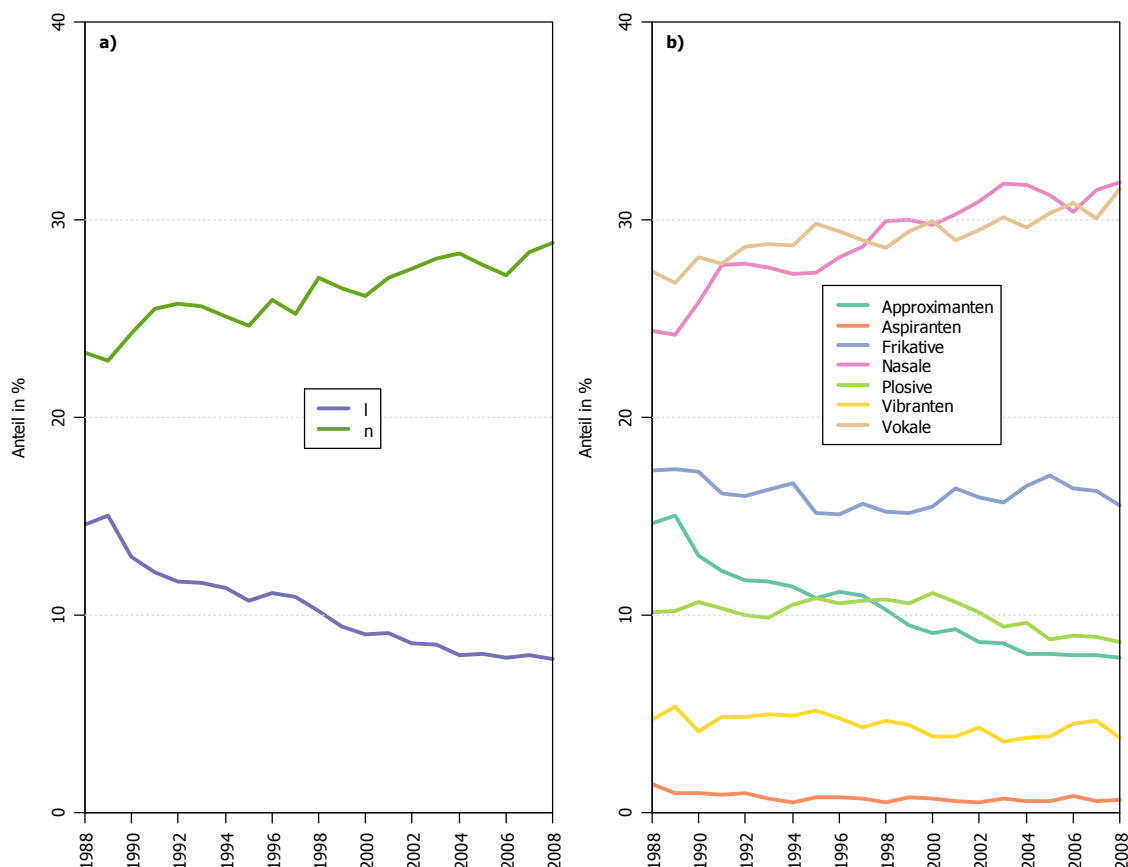
Die Lautcharakteristik von Mädchennamensanfängen hat sich also stark gewandelt. Die Tendenz geht dabei recht klar in Richtung einer Entschärfung und Vereinfachung, das heisst die Mädchennamen werden kindgerechter, wenn man die Reihenfolge des Lauterwerbs in Rechnung stellt (Jakobson 1969). Im Einklang mit dieser Vereinfachungstendenz steht auch die zunehmende Konzentration. Heute beginnt die Hälfte (50%) der Mädchennamen mit einem der vier Buchstaben "a", "l", "s", oder "m". Vor zwanzig Jahren waren es erst 45% die mit "s", "m", "a", oder "n" begannen.

Komplexe Entwicklungen bei den Knabennamen

Wie bei den Mädchen sind die Entwicklungen der Namensendungen auch bei den Knaben, trotz der grösseren Vielfalt leicht zu überschauen. Bereits 1988 die wichtigste Endung, hat "n" an Bedeutung noch gewonnen (Grafik 11a). Rund 29% der Knabennamen enden heute auf "n"; vor 20 Jahren waren es erst 23%. Der "Verlierer" bei den Endungen ist "l", dessen Anteil mit einem Rückgang von 15 auf 8% in der Periode beinahe halbiert wurde.

Grafik 11: Knabennamen enden immer öfter auf "n"

1988-2008, Kanton Zürich, Endungen von Knabennamen



Lesehilfe: Teilgrafik a): Dargestellt sind nur die Verläufe jener Lettern deren Anteil am Total sich zwischen 1988 und 2008 um mehr als 4 Prozentpunkte verändert hat. Teilgrafik b): Gruppierung nach Lautgruppen: Approximanten: l, w; Aspiranten: h; Frikative: c, f, s, v, x, z; Nasale: m, n; Plosive: d, g, k, p, q, t; Vibranten: r; Vokale: a, e, i, j, o, u, y.

Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburtten

Zumindest teilweise spiegelt sich diese Entwicklung auch in der Hitliste. 1988 endeten noch drei der zehn populärsten Namen auf "l" ("Michael", "Daniel" und "Pascal"). Heute ist es kein einziger mehr. Andererseits ist die Zahl der Namen die auf "n" enden, in dieser Spitzengruppe über denselben Zeitraum dieselbe geblieben.

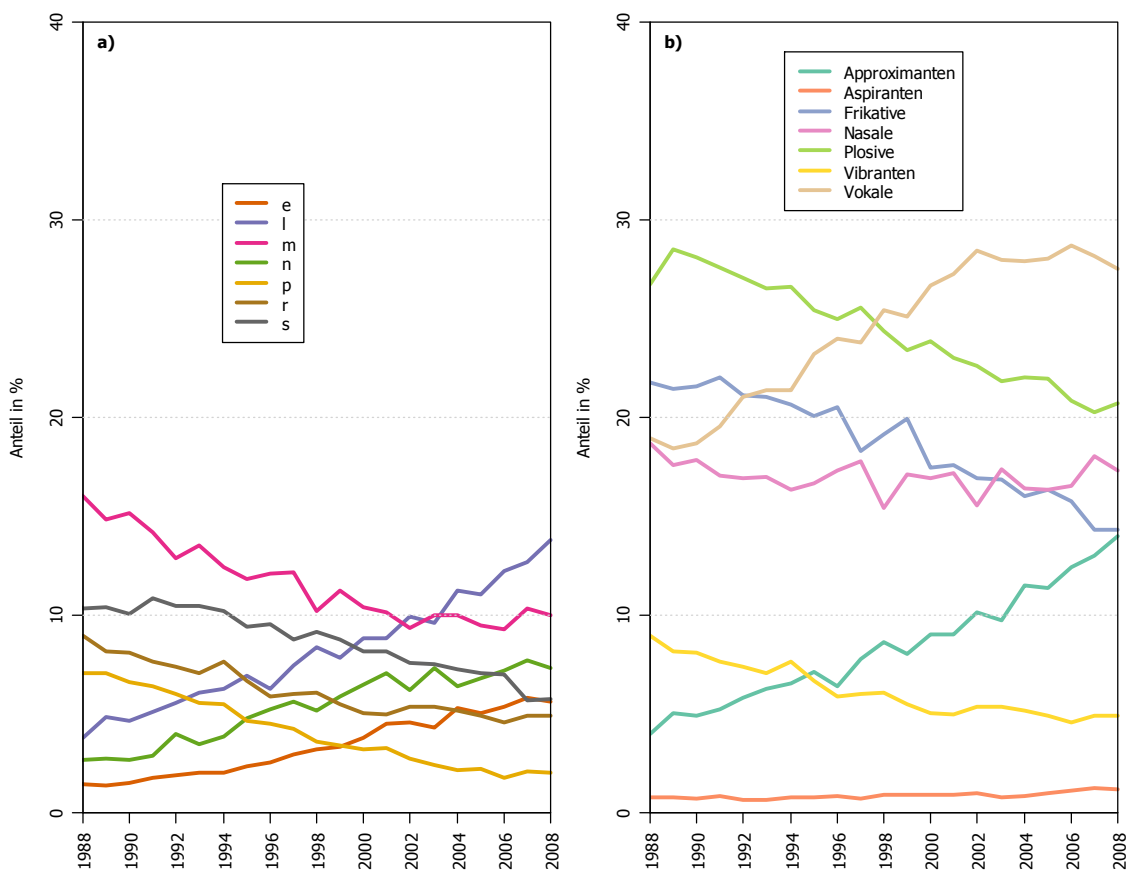
Der unaufhaltsame Aufstieg der "n"-Namen bei den Knaben ist also, wie jener der "a"-Namen bei den Mädchen wesentlich Entwicklungen im "long tail" der verhältnismässig selten gewählten Namen zuzuschreiben. Das lässt sich auch daran erkennen, dass die Zahl der unterschiedlichen Knabennamen die auf "n" enden, sich in den letzten zwanzig Jahren von 222 (1988) auf 626 (2008) vergrössert hat, eine klar überproportionale Expansion des Namensreservoirs, selbst wenn man berücksichtigt, dass die Namens-

vielfalt generell zugenommen hat (Grafik 1). Die zunehmende Dominanz der nasalen Endung "n" ist übrigens ein Phänomen, das sich auch in anderen Ländern, wie z.B. den USA in noch viel ausgeprägterem Masse manifestiert.¹⁴

Am Namensanfang findet bei den Buben eine komplexe Umschichtung von "m", "p", "r", "s", zu "e", "n" und "l" statt (Grafik 12a). Besonders "l" macht eine geradezu explosive Konjunktur durch: Seit 1988 hat sich sein Anteil am Total fast vervierfacht (von 4% auf 15%). "l" ist heute der häufigste Buchstabe am Knabennamenanfang, vor zwanzig Jahren rangierte er noch auf Platz 11, also unter ferner liefen. Diese Entwicklung spiegelt sich auch in der Hitliste: unter den zehn meistgewählten Namen befinden sich heute vier, die mit "l" beginnen, 1988 war es noch keiner. Gleichzeitig ist es aber nicht so, dass alle "l"-Namen immer beliebter geworden wären; "Lukas" oder "Luca" beispielsweise befinden sich seit Anfang, bzw. Mitte der 1990 Jahre im Niedergang. Auch hier laufen also Namenskonjunkturen und Lautstrukturentwicklungen nicht synchron.

Grafik 12: Knabennamen: Komplexe Umschichtung am Anfang

1988-2008, Kanton Zürich, Anfänge von Knabennamen



Lesehilfe: Teilgrafik a): Dargestellt sind nur die Verläufe jener Lettern deren Anteil am Total sich zwischen 1988 und 2008 um mehr als 4 Prozentpunkte verändert hat. Teilgrafik b): Gruppierung nach Lautgruppen: Approximanten: l, w; Aspiranten: h; Frikative: c, f, s, v, x, z; Nasale: m, n; Plosive: d, g, k, p, q, t; Vibranten: r; Vokale: a, e, i, j, o, u, y.

Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburten

¹⁴ New York Times, 7.8.2007: "Goodbye, George and John".

Die Anteile von Plosiven wie "p", Frikativen wie "s" und des Vibranten "r" nehmen tendenziell ab, jener des Approximanten "l" hingegen zu (Grafik 12b). Auch bei den Knabennamen zeigen die Anfänge also analog zur Entwicklung beim anderen Geschlecht eine Tendenz zur lautlichen Entschärfung und Vereinfachung. Anders als bei den Mädchennamen scheint sich die Tendenz zur Vokalisierung nach einem deutlichen Anstieg in den 1990er allerdings danach abzuflachen.

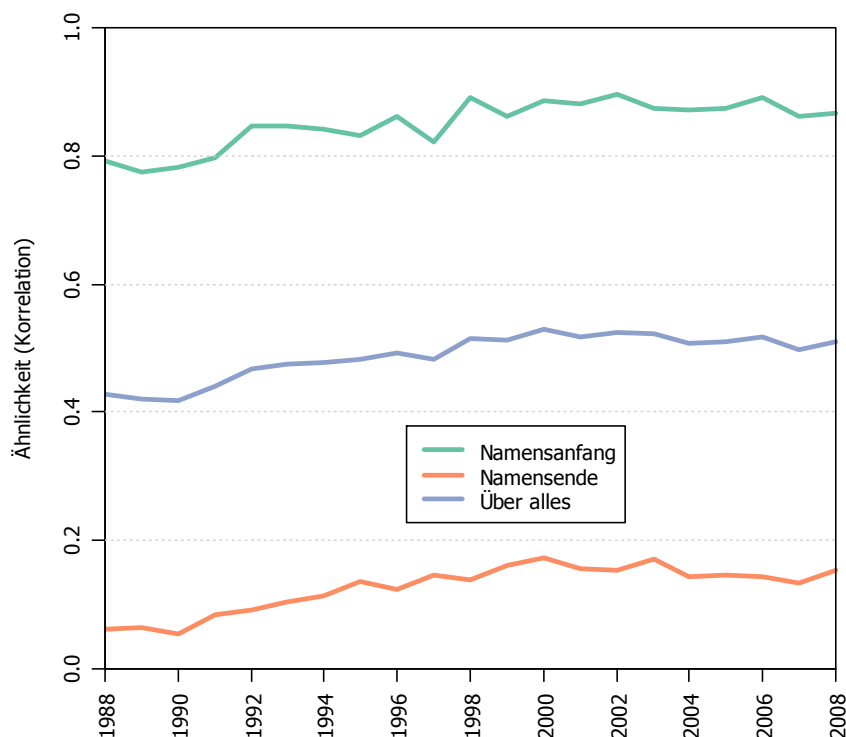
Nähern sich Knaben- und Mädchennamen aneinander an?

Sind sich Knaben- und Mädchennamen phonetisch ähnlicher geworden, wie das im Zeitalter der sozialen Konstruktion von "Gender" eigentlich naheliegen würde? Unsere Analyse liefert Material für eine differenzierte Beurteilung einer allfälligen Androgynisierung (Gerhards 2003) der Namenswahl, das heisst einer Verringerung der lautlichen Unterschiede zwischen den Namen der Geschlechter. Wieder beziehen wir uns hier ausschliesslich auf den Anfang und das Ende, weil diese Positionen, wie der obige Exkurs gezeigt hat, eine wichtige Rolle bei der Geschlechterdifferenzierung spielen.

Zur Messung der Ähnlichkeit zwischen zwei Lautprofilen gibt es verschiedene Möglichkeiten. Hier verwenden wir den Korrelationskoeffizienten. Hätte er den Wert 1 so wäre die prozentuale Verteilung der Lettern in den Namensanfängen identisch. Im hypothetischen Fall, in dem beispielsweise bei den Namensenden eine spiegelbildliche Beziehung bestünde, also Endungen von Mädchennamen nie für Knaben gebraucht würden oder umgekehrt, hätte diese Mass den Wert -1.

Grafik 13: Ähnlichkeit von Knaben- und Mädchennamen

1987-2008: Pearson-Korrelationen zwischen den Prozentanteilen der Lettern von Knaben und Mädchennamen.



Grafik: Statistisches Amt des Kantons Zürich; Quelle: BFS BEVNAT, Lebendgeburtten

Die Entwicklung der so definierten Ähnlichkeit während der vergangenen zwanzig Jahre ist in Grafik 13 dargestellt. Sie zeigt zunächst, dass sich die Namensanfänge generell viel ähnlicher sind als die Namensenden – keine neue Erkenntnis, denn wenn dem

nicht so wäre, könnte die Endung auch keine so wichtige Rolle bei der Geschlechtsunterscheidung spielen. Grafik 13 zeigt aber auch, dass eine allenfalls vorhandene Tendenz zur Annäherung jedenfalls sehr bescheiden ist, und sich zumal bei den Namensanfängen kaum vom "Rauschen" der Variabilität von Jahr zu Jahr abhebt.¹⁵

Der Grund dafür ist wahrscheinlich, dass bei Knaben- wie Mädchennamen die Tendenzen in dieselbe Richtung laufen. Wenn Knaben wie Mädchennamen einfacher und kindlicher werden, vergrößert sich die Distanz zwischen ihnen letztlich kaum. Es ist aber auch klar, dass die gesetzliche Vorschrift, dass das Geschlecht des Kindes durch den Namen indiziert werden muss, einer allfälligen "Androgynisierung" der Namen Grenzen setzt. Es könnte deshalb durchaus sein, dass die Parallelität der Entwicklungen am Namensanfang genau durch diese Notwendigkeit zur Einhaltung einer Distanz bedingt ist, welche die Zuordnung zu den Geschlechtern in den meisten Fällen ermöglichen soll, ohne dass man – zumal bei fremdsprachigen Namen oft schwer zu beschaffendes – Zusatzwissen über das "eigentliche" Geschlecht eines Namens haben müsste.

Fazit

Insgesamt legt unsere Analyse den Schluss nahe, dass offensichtlich Prozesse subtiler klanglicher Umfärbung des Namensreservoirs ablaufen, aus dem die Eltern Neugeborener schöpfen. Sehr ausgeprägt gilt dies für die Namensanfänge und -endungen, die eine wichtige Rolle bei der Charakterisierung eines Namens spielen, wie unser Modell gezeigt hat. Diese Prozesse können, auch das wurde deutlich, nicht einfach durch die Konjunkturen einiger weniger populärer Vornamen erklärt werden. Denn diese Konjunkturen haben eine höhere Frequenz, sie sind sozusagen kurzweilig und dauern meist nur wenige Jahre. Sie verlaufen entsprechend oft asynchron zu den langfristigen Entwicklungen, die wir hier im Fokus haben. Knabennamen die mit "l" beginnen, werden immer häufiger, obschon "Luca" bereits wieder in Ungunst gefallen ist.

Der soziale Mechanismus der hinter dem Auf und Ab der einzelnen Vornamen steht, kann wahrscheinlich mit dem Begriff der "Mode", das heisst einem sozialen Distinktionsprozess, wie ihn Bourdieu (1979) beschrieben hat, recht gut erklärt werden. Ein bestimmter Name wird durch die Verknüpfung mit einem sozial als hochwertig wahrgenommenen Phänomen, oft einem Opinion-Leader (berühmte Schauspielerin, Sportler etc.) aufgewertet und tritt oft sogar erst dadurch ins Bewusstsein (das einleitend erwähnte "choice set") breiter Schichten. Eltern wählen diese Namen deshalb häufiger, wodurch sie gebräuchlich und schliesslich gewöhnlich werden – was sie bereits wieder entwertet. Im Markt der sozialen Distinktion bestimmt die Seltenheit den Preis. Es ist nicht auszuschliessen, dass statistische Informationsangebote wie die alljährliche Publikation von Hitlisten im publizistischen Sommerloch oder die Vornamensapplikation des Statistischen Amtes diese Prozesse beschleunigen, denn sie schaffen Markttransparenz. Die Beliebtheit des Angebots zeigt, wie gross das Bedürfnis danach ist.

Welcher gesellschaftliche Prozess treibt nun aber die beschriebene langfristige Entwicklung? Man kann davon ausgehen, dass die lautliche Restrukturierung und Verkürzung der Namen auch eine Modeerscheinung, wie die oben beschriebene ist. Nur dass die Masseinheiten statt Jahre Generationen sind. Es ist bekannt, dass die Vornamen der zusammengehörigen Geburtskohorten einen gemeinsamen "Klang" haben, der im Nachhinein auch eine ungefähre zeitliche Zuordnung erlaubt (Rudolph et. al. 2006). Eine Erklärung des spezifischen Klangcharakters ist das aber natürlich nicht.

¹⁵ Bestätigt wird dieser Befund im übrigen auch wenn man zwei unterschiedliche Regressionsbäume auf die Namen zu Beginn und am Ende der Periode anpasst (siehe Grafik 8). Die Hypothese einer zunehmenden Androgynisierung der Namen würde implizieren, dass der Baum zu Ende der Periode eine geringere Zuordnungsqualität hätte als zu Beginn. Namensanfang und -ende wären also weniger aussagekräftig bezüglich des Geschlechts. Das ist zwar der Fall, die Differenz ist aber nur ganz knapp signifikant und beträgt inhaltlich bedeutungslose 1.5%.

Etwas tiefer geht die oft geäußerte Vermutung, dass die gegenwärtige Generation sich wieder auf die Bibel als Namensquelle besänne, was dann auch die lautlichen Umschichtungen erklären würde. Sie überzeugt allerdings bei näherem Hinsehen nicht. Sie stützt sich meist auf die anekdotische Evidenz der Hitlisten, in denen sich tatsächlich einige Namen finden, die biblischen Ursprungs sind. Allerdings wird das immense Namensreservoir der Bibel doch sehr selektiv genützt. Wo bleibt der "Ezechiel", der "Bartholomäus" oder auch nur der "Josef", der 2008 so selten gewählt wurde, dass die Zahl aus Datenschutzgründen nicht genannt werden darf? Entscheidend scheint aber, dass die populären biblischen Namen das herrschende Klangideal realisieren, wie es sich aus unserer Analyse aller Namen und nicht nur der Hitliste herauschälen lässt. Der Kausalzusammenhang scheint also eher vom Lautbild zu den Bibelnamen als umgekehrt zu verlaufen.

Möglicherweise ist es am Ende gerade die Vereinfachung und Verkürzung der Namen, ihre Regression zur Kindlichkeit, die den Schlüssel zur Erklärung des Wandels enthält. In einem Zeitalter historisch gesehen ausserordentlich niedriger Geburtenraten, in dem die Geburt eines Kindes ein seltenes und meist sorgfältig geplantes Ereignis ist, wird auch das Kind, die Kindheit überhaupt, von den namengebenden Eltern anders wahrgenommen. Die Kindheit hat als Lebensabschnitt einen Eigenwert erhalten, den sie früher nicht hatte. Vielleicht sind die lautlich einfachen und kurzen Namen Ausdruck eines Zeitalters, in dem Kinder als solche benannt werden – und nicht wie das früher fraglos der Fall war, als zukünftige Erwachsene.

Selbstverständlich handelt es sich hierbei um eine blosser Hypothese, die letztlich empirisch wohl schwer zu belegen wäre. Eines ist aber sicher: Erwachsen werden sie bestimmt, die Säuglinge von heute. Und fast ebenso sicher ist, dass die Lautgestalt ihrer Namen in siebzig Jahren, wenn sie im fortgeschrittenen Pensionsalter sein werden, ebenso zuverlässig Auskunft über ihre Geburtsgeneration geben wird wie die Namen ihrer Vorfahren. "Leon", Sara", Noah", "Tim" und "Nina" werden dannzumal gebrechliche Grosstanten und -onkel heissen, und ihre Vornamen werden ähnliche Assoziationen auslösen wie heute "Elfriede", "Berta", "Olga", "Xaver", "Hans" oder "Alfons".

Literatur

Bourdieu, Pierre (1979). *La distinction – Critique sociale du jugement*. Les éditions de minuit. Paris.

Bucher, Hans Peter (2009). Steigende Geburtenzahlen – ein neuer Babyboom? *statistik.info* 07/2009, Statistisches Amt des Kantons Zürich.

Fryer, R. G. & Levitt, S. D. (2004). The causes and consequences of distinctively black-names. *Quarterly Journal of Economics*, 119, 767-805.

Gerhards, Jürgen (2003). *Die Moderne und ihre Vornamen*. Einladung in die Kulturosoziologie. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.

Hastie, Trevor, Robert Tibshirani und Jerome Friedman (2003). *The Elements of Statistical Learning – Data Mining, Inference, and Prediction*. Springer Verlag. New York.

Jakobson, Roman (1992): *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.

Levitt Stephen und Stephen J. Dubner (2005). *Freakonomics: A Rogue Economist Explores the Hidden Side of Everything*. William Morrow/HarperCollins. New York.

Rudolph, Udo; Robert Böhm und Michaela Lummer (2006). Ein Vorname sagt mehr als 1000 Worte – Zur sozialen Wahrnehmung von Vornamen. Technische Universität Chemnitz. [www.tu-chemnitz.de/phil/psych/professuren/allpsy2/Artikel/].

Venables, William N. und B. D. Ripley (2001). *Modern Applied Statistics with S-Plus* (3rd. Ed), Springer Verlag. New York.

Das Statistische Amt des Kantons Zürich ist das Kompetenzzentrum für Datenanalyse der kantonalen Verwaltung. In unserer Online-Publikationsreihe "statistik.info" analysieren wir für ein breites interessiertes Publikum wesentliche soziale und wirtschaftliche Entwicklungen im Kanton und Wirtschaftsraum Zürich.

Unser monatlicher Newsletter "NewsStat" und unser tagesaktueller RSS-Feed informieren Sie über unsere Neuerscheinungen in der Reihe "statistik.info" sowie über die Neuigkeiten in unserem Webangebot.

Fragen, Anregungen, Kritik?

Dr. Peter Moser
Telefon: 044 225 12 35
E-Mail: peter.moser@statistik.ji.zh.ch

Statistisches Amt des Kantons Zürich
Bleicherweg 5
8090 Zürich

Telefon: 044 225 12 00
Fax: 044 225 12 99

E-Mail: datashop@statistik.zh.ch

www.statistik.zh.ch

V 1.1 21.8.09

© 2009 Statistisches Amt des Kantons Zürich, Abdruck mit Quellenangabe erlaubt.